

Schreibstil bemüht. Ein solches Lehrbuch würde in Deutschland dringend benötigt.

Literatur

- Bushnell, C. (2012): Talking the Talk: The Interactional Construction of Community and Identity at Conversation Analytic Data Sessions in Japan. In: *Human Studies*, 35. Jg., H. 4, S. 583–605.
<https://doi.org/10.1007/s10746-012-9248-7>
- Greiffenhagen, C./Mair, M./Sharrock, W. (2011): From Methodology to Methodography: A Study of Qualitative and Quantitative Reasoning in Practice. In: *Methodological Innovations Online*, 6. Jg., H. 3, S. 93–107. <https://doi.org/10.4256/mio.2011.009>
- Latour, B./Woolgar, S. (1979): *Laboratory life. The social construction of scientific facts*. Bd. 80. Beverly Hills, CA.
- Maynard, D.W./Houtkoop-Steenstra, H./Schaeffer, N.C./Zouwen, J.v.d. (Hrsg.) (2002): *Standardization and tacit knowledge. Interaction and practice in the survey interview*. New York, NY.

DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.13>

Joachim Renn

Explizierte Performanz Ralf Bohnsacks praxeologische Wissenssoziologie

Ralf Bohnsack: Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen/Toronto: Barbra Budrich/utb 2017, 367 S., ISBN 978-3-8252-8708-5, 24,99 €.

Wenn das gesellschaftlich verteilte Wissen den Stoff und die Basis des Sozialen sowie der Gesellschaft und deshalb den primären Gegenstand einer wissenssoziologischen Rekonstruktion der sozialen Welt(en) und ihrer Strukturen bildet, dann muss die Form solcher Rekonstruktionen mit den Formen des Wissens variieren. Selbst wenn zudem zugestanden wird – was nicht ohne Weiteres unstrittig sein muss – dass der soziologisch relevante Gegenstandsbereich, etwa in Abgrenzung von einem an Durkheim erinnernden „Externalismus“ der sozialen Tatsachen, samt und sonders „im-

manent“, also sinngemäß im „Kopf der Akteure“ (oder im Körper) sich finden lassen müsste, dann bedeutete dies noch lange nicht, dass es mit einer sprachlichen Paraphrase des dem Einzelbewusstsein der handelnden Personen jeweils transparent gegebenen Wissens getan wäre.

Alfred Schütz insistierte vor achtzig Jahren bereits vorbereitend auf den Routine-Charakter des praktischen Einsatzes sedimentierter, ehemals intentionaler Aktivitäten, der den Löwenanteil des Alltagshandelns bestimmt (Schütz 2006). Der größte Teil des Wissens, das den „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ bildet und trägt, bleibt also schon in der Beschreibung von Schütz den tätigen Menschen nicht nur „taken for granted“, also einer mitlaufenden Probe auf sachliche oder sonstige Angemessenheit meist entzogen, sondern es wird im Modus situierter Aktivität im Handeln und vor dem Handeln gar nicht erst, etwa im Sinne eines inneren Flüsterns ganzer Sätze, die die Handlung artikulierten, vorgedacht und ausgemalt, geplant und entschieden. Man handelt eben, wenn auch *modo futuri exacti*; und hinterher lassen sich womöglich auf Nachfrage Sätze bilden, die das abgerufene und asagierte Wissen auf Begriffe, Schütz hätte es vorgezogen zu sagen: auf Typen und Typiken, zieht. Worauf es nun hinsichtlich der Form des Wissens ankommt, das hier zum einen das Handeln bedingt, ermöglicht, aber auch einschränkt und das zum anderen in artikulierter Form nicht nur sozial reflektiert und beurteilt, sondern zudem soziologisch rekonstruiert werden kann, das ist die spezifische Beziehung zwischen implizitem und explizitem Wissen. Je weniger das zum Einsatz gebrachte Wissen in *actu et situ* der expliziten, d.h. konzeptuell, prädikativ generalisierten, weil typisiert sprachlichen Form entspricht, desto größer werden die Abstände und wird der nötige Aufwand an Rückübersetzung, die die soziologische Rekonstruktion vom Handeln in *situ* trennen.

Man muss an diese Einbettung der wissenssoziologischen Hermeneutik in die einstmals phänomenologische Tradition der Wissens-Konzeptualisierung und an das Spektrum möglicher Konzepte praktischen oder impliziten Wissens (vgl. Loenhoff 2012) erinnern, um den Punkt deutlich zu machen, um den sich die von Ralf Bohnsack

nach vielen empirischen Arbeiten nun in gebündelter Form vorgelegte „praxeologische Wissenssoziologie“ dreht. Bohnsack hat es der wissenssoziologischen Gemeinde qualitativer Forscherinnen schon seit Jahren vorgehalten, dass die in der Regel hier operativ beanspruchte Unterstellung, das praktische Wissen sei nichts als ein unausgesprochenes, propositionales, der Form nach prinzipiell explizites Wissen, die in Wahrheit erhebliche Kluft zwischen der faktisch operativ wirksamen (beinahe möchte man sagen: „realen“) praktischen Haltung und den expliziten Formaten ihrer retrospektiven Artikulation grob vernachlässige und also das zu rekonstruierende Wissen verzerre. Im vorliegenden Band wird dieser Einwand differenziert sowie präzise ausgeführt und durchargumentiert, u.a. mit Hauptakzent auf der Art und Weise, in der das Konzept der Regel in der Tradition der Ethnomethodologie Verwendung findet (S. 38ff.).

Terminologisch markiert Ralf Bohnsack in der neuen umfassenden Ausarbeitung bzw. Systematisierung der „dokumentarischen Methode“, wie auch schon in vielen früheren Arbeiten, die entscheidende Differenz zwischen den Formaten des Wissens durch die Unterscheidung zwischen „konjunktiver“ und „kommunikativer“ Logik, eine Unterscheidung, die hier mit präzisierender Bezugnahme auf sprachliche Formate ergänzt wird durch die Differenz zwischen „performativer“ und „propositionaler“ Logik (S. 54ff.). Der systematische Witz liegt im Kern darin, dass die propositionale Fassung des Wissens, die in ihrer inneren Struktur und in den Möglichkeiten ihrer Verknüpfung bzw. ihres sozialen Gebrauchs zum Zwecke der Handlungskoordination der „kommunikativen“ (d.h. bei Bohnsack der allgemeinen, begrifflichen, generalisiert anschlussfähigen) Logik entspricht, das performative Wissen, das als Leitmedium des „konjunktiven Erfahrungsraums“ fungiert, nicht einholen, nicht abbilden, nicht adäquat artikulieren oder repräsentieren kann. Der darin liegende starke Begriff impliziten Wissens hat eine lange Vorgeschichte (Loenhoff 2012, vgl. auch Renn 2006 und 2014), er konnte sich bis jetzt trotzdem noch lange nicht durchsetzen, vor allem – um eine lange Geschichte kurz zu machen – weil in der Soziologie den meisten paradigmatischen Zugängen zum Gegenstand die Mittel zur

Bewältigung jener Paradoxie fehlen, die in der Aufgabe besteht, notorisch Implizites im Medium wissenschaftlicher Aussage assertorisch explizit zu machen (phronesis muss episteme werden), ohne es zu verzerren und dabei die soziale Funktion seines irreduziblen Formates zu verkennen (Renn 2006).

Ralf Bohnsack kennt diese Paradoxie genau, und sein jetzt ausführlich entfalteter Entwurf zur theoretischen Begründung, oder besser: „Besinnung“ einer Empirie, die gerade an jener Paradoxie ansetzen will, ist einer der ganz wenigen Versuche in der Soziologie, vor dem Dilemma nicht zu kapitulieren – nicht also das Gefälle zwischen den Formaten des Wissens herunter zu spielen (S. 54ff.), das Praktische an das Theorie-Affine zu assimilieren, oder z.B. den ganzen praktischen Kontext aus tragendem Handlungswissen in ‚frames‘ und ‚scripts‘ umzudeuten, um das Paradigma der rationalen Wahl auf Teufel komm raus im Spiel zu halten. Bohnsack zeigt eine große Entschlossenheit, anders als die meisten Zugänge zur sozialen Welt, bei diesem starken Begriff impliziten Wissens anzusetzen. Um das zu plausibilisieren, nutzt er – schon mit der Selbstkategorisierung als „praxeologische“ Soziologie im Titelausdruck – das Prestige Bourdieus. Denn an dessen flotte Unterscheidung zwischen der Logik der Praxis und der Praxis der Logik hat sich das soziologische Publikum in den vergangenen Jahrzehnten weltweit verhältnismäßig gut gewöhnt.

Dass der Anlehnung an die wohl etablierte Bourdieusche Positionsanzeige ein strategisches Moment anhaftet, dafür spricht, auf den ersten Blick, dass der „Habitus“ in Bohnsacks Werk zwar immer wieder Erwähnung findet (ausführlicher geht es erst ab S. 296 um Bourdieu, nachdem die theoretisch tragenden Teile der Konzeption aber schon von anderen Zulieferern bezogen und fest montiert wurden), systematisch aber eigentlich nicht gebraucht wird. Das genuin Bourdieusche Konzept des Habitus trägt wenig bei, weil der Autor für alle spezifischen Gehalte des Habitus-Begriffs, an die er anknüpft (Impliztheit, Distanz zum Common-Sense-Verständnis, Inkorporiertheit und performative Modalität), schon längst andere Quellen und Titel hat. Als zündende Inspiration kommt Bourdieu hier sozusagen werkgenetisch zu spät, sofern Ralf Bohnsack an

der Leitfigur Karl Mannheims, dessen Werk jene begrifflichen Mittel und theoretischen Ideen entstammen, beinahe verbissen festhält. Karl Mannheim bleibt der Heros der „dokumentarischen“ Methode, nicht nur im Sinne einer Redlichkeit, die den Schöpfer des Terminus um die gebotene Würdigung nicht prellen will, sondern eher im Modus einer beinahe kuriosen Beharrung darauf, dass Mannheim immer schon das Wesentliche gesagt habe, auch wenn der Leser mitunter denken könnte, dass die Systematik der praxeologischen Wissenssoziologie einiges in Mannheim zurück projiziert.

Auf den zweiten Blick wird man dem Band, der die dokumentarische Methode auch konzeptionell rechtfertigen soll, aber zugestehen, dass der beinahe schon verdächtige Mannheim-Kult sachlich dann doch durch eine systematische Ergänzung aus anderen Quellen gebrochen und modifiziert wird: die eine Referenzgröße ist Pannofsky, dem Bohnsack über weite Strecke bildanalytische Motive abgewinnen kann (S. 149 und 290ff.); eine andere Adresse ist vielleicht noch interessanter: tatsächlich erhält Heidegger – nach Jahrzehnten subkutan wirkender Verfemung in den Kreisen der über Schütz an Husserl gefesselten phänomenologisch-hermeneutischen Wissenssoziologie (vgl. aber Weiß 2001) – in der Bohnsackschen Analyse einen ausgeprägten wissenschaftstheoretischen Kredit, der die Reflexion der Differenzierung zwischen Wissensformen deutlich schärft. Heidegger wird mit allen gebotenen intersubjektivitätstheoretischen Vorsichtsmaßnahmen – Bohnsack betont stets, dass das konjunktive Wissen im Sinne des praktischen ein kollektives und kein ausschließlich „gemein-liches“ sei – zum Kronzeugen des erwähnten starken Begriffs des impliziten Wissens erhoben. Dass die dokumentarische Methode keine Paraphrasen eines sprachlich-prädikativ umfrisierten Wissens liefert, sondern ungleich aufwendiger, entlang von Metaphern und imaginären und imaginativen Aspekte des empirischen Materials (dazu ausführlich die S. 152ff.) die Gehalte des konjunktiven Erfahrungsraumes heben muss, diese auf den ersten Blick theoretisch motivierte Komplikation, rechtfertigt sich in letzter Instanz durch den sozusagen „gegenstandstheoretisch“ gegenüber so manchen gegenwärtigen Debatten (z.B. „neuer Rea-

lismus“) eindeutig weiter ausholenden tiefenpragmatischen Zug der Heideggerschen „Zeuganalyse“ (Heidegger 1984). Wenn man unbedingt wollte, könnte man diesen fundierenden Zug „ontologisch“ nennen, müsste dann aber den Übergang der theoretischen Reflexion in die Beobachtung zweiter Ordnung einrechnen, anstatt z.B. bei Plessner Unterschluß zu suchen oder gleich, epistemologisch indiskret, direkt auf die „Dinge“ zuzugreifen. Auf die Sache bezogen geht es aber um Wissensformen: der ‚Gegenstand‘ des impliziten Wissens, vor allem die Art und Weise, praktisch tätig zu sein im Umgang mit „Dingen“, mit anderen, mit sich „selbst“, mit Situationen, Zeithorizonten, mit Normen und mit Affekten ist im Handeln „zuhanden“, d.h. praktisch vertraut, ohne zunächst kognitiv begrifflich bestimmt gewesen sein zu müssen, vor allem ohne dass diese explizite Form überhaupt für das praktische In-der-Welt-Handeln hinreichend sein könnte. Dass in der spezifischen Anknüpfung an Heidegger und an verwandte Konzeptionen im Kreis hermeneutisch und pragmatistisch inspirierter Soziologien der Praxis eine gewisse Vertiefung, d.h. eine solide Verankerung in einer umfassenden Grundlagen-Konzeption vorliegt, das lässt sich hier nicht im Einzelnen rechtfertigen; eine exemplarische Beglaubigung für diese starke Vermutung liefert aber das Werk von Bohnsack selbst, dem es gelingt aus der komplizierten Debatte über phänomenologisch-hermeneutische Grundlagen-Optionen hinreichend Unterscheidungsvermögen zu ziehen, um die Implikationen seiner in vielen Jahren praktisch gewachsenen Methode jetzt in eine hoch differenzierte, konsistente Theorie zu gießen.

Ralf Bohnsack treibt weder an den Stellen des Buches, die sich mit Heidegger und mit gewissen Lesarten der Zeuganalyse befassen, noch in den weiteren Passagen der begrifflichen Verfeinerung eine rein philosophische Exegese, sondern sein Motiv, sein Ziel und der letztentscheidende Prüfstein seines theoretischen Urteils ist die empirische Analyse kollektiver Existenzweisen und Sinnhorizonte in ihrer praktischen „Realität“ (mit der Faktizität hat auch Bohnsack vielleicht gerade wegen der empirischen Orientierung in der theoretischen Diktion seine post-ontologisch motivierten Schwierigkeiten, die sich z.B. im Verhältnis

zu Wolfgang Isters Rezeptionsästhetik als Scheu vor der Kontrastierung von Fiktion und Realität zeigt, S. 157). Dennoch geht es terminologisch durchaus zur Sache: würde das Buch den Beleg für den Vorrang der empirischen Sehstärke-Verbesserung nicht über weite Passagen selbst erbringen, könnten andere Kapitel einen anderen Eindruck erwecken: Bohnsack treibt es sehr weit mit dem Versuch jedes Re-entry von Unterscheidungen noch einmal in begrifflichen Binnendifferenzierungen explizit durch zu deklinieren. Nachdem sich das Publikum an die – teils durchaus eigenwillige, weil terminologisch gegen manchen Mainstream-Usus gebürstete – Differenzierung zwischen „kommunikativer“ und „konjunktiver“ Logik nebst Implikations-Ausführungen gewöhnt hat, muss sich die Leserin jetzt mit intrikaten Iterationen herumschlagen und z.B. die „wechselseitige Validierung von performativer und proponierter Performanz“ (S. 95) nachvollziehen. Das wirkt manchmal strapaziös und es ist auch nicht ganz von der Hand zu weisen, dass ein nominalistischer Furor wenigstens haarscharf gestreift wird, wenn z.B. die Differenz zwischen imaginären und imaginativen Identitäten durch unterschiedliche Trägermedien der Identifizierung hindurch (Sprache, Bild, andere symbolische Formen) konjugiert wird (S. 163ff.), so dass die Leser schon sehr aufpassen müssen, jetzt nichts zu verwechseln.

All das schlägt aber nichts. Denn die „praxeologische Wissenssoziologie“ Bohnsacks liefert eine lang vorbereitete, sorgsam durchgearbeitete eigenständige Theorie der sozialen Praxis, die sich eben nicht aus der reinen Lehre eines verselbständigten Paradigmas und nicht allein aus der theoretischen Rekonstruktion theoretischer Rekonstruktionen ergeben hat, sondern die das seltene Beispiel einer theoretischen Konzeption gibt, die sich zwingend aus den Erfahrungen einer empirischen Soziologie ergeben hat. Man wird an vielen Stellen mit Bohnsacks „sozialtheoretischen“ Prämissen ringen können, vor allem mit der eingangs knapp berührten Voraussetzung strikter „Immanenz“ sozial sinnhafter Elemente, mit der auch Bohnsack den Brückenbau in Richtung Durkheim oder Simmel, aber auch zu Systemtheorie oder Diskurstheorie, wie mir scheint, voreilig aus dem Programm nimmt (z.B. S. 102). Ebenso scheint die Be-

stimmung, das „Individuum konstituiert sich als Schnittmenge unterschiedlicher Erfahrungsräume“ subjekt-theoretisch das Kind der phänomenologischen Intentionalitäts-Analyse mit dem Bad eines verselbständigten Cartesianismus auszuschütten. Hier wäre mit der Praxeologie Bohnsacks, auch wenn sie sich von der dünnen Variante einer kursorischen Bourdieu-Beschwörung wohltuend unterscheidet, gewiss noch einmal über das Verhältnis zwischen Praxis und Person zu verhandeln.

Dass aber die hier von Ralf Bohnsack vorgelegte Theorie ihre empirische Aussagekraft, d.h. ihren Mehrwert in Sachen optischer Zurüstung einer qualitativen Forschung wissenssoziologischer Art nicht dargelegt hätte, das wird man der Arbeit und dem Autor nicht vorwerfen können. Um nur eines der vielen Beispiele, an denen Bohnsack nicht nur die Theorie, sondern dankenswerterweise auch die Notwendigkeit der Theoriebildung erläutert, zu nennen: erst der gesamte Aufbau einer auf den jetzt genauestens theoretisch artikulierten empirischen Einsichten fundierten „dokumentarischen“ Methode erlaubt es, wie Bohnsack es vorführt, die Konstitution „extremistischer“ Milieubildungen gegen den Strich der manifest im Material aufgerufenen propositionalen Selbsterläuterungen aus der desperaten Fingierung eines gemeinsamen konjunktiven Erfahrungsraumes heraus zu erklären (S. 172–177). Das ist ein Stück wirklich beispielhafter theoretischer Empirie und empirischer Theorie zugleich, die auf die Ausrede einer voraussetzungsentlasteten Leitung durch die Dinge selbst unter der Bezeichnung „grounded theory“ verzichten kann.

Das Beispiel der „desperaten Vergemeinschaftung“ (vgl. Renn 2014) leitet am Ende noch einmal über zum Verhältnis, das Bohnsack zu Bourdieu unterhält. Nicht nur wird Bourdieus Name zur Richtungsanzeige genutzt, sondern an den Differenzen zu Bourdieu, auf die Bohnsack am Ende zu sprechen kommt, zeigt sich die strukturanalytische Flexibilität der Bohnsack'schen Methode und „Sozialtheorie“. Bohnsack betont, dass es die Konjunktion (damit wieder das Andenken Mannheims) ist, die er der Bourdieuschen Fixierung auf die Distinktion vorziehe (S. 300). Damit wird nicht nur prinzipiell der Bourdieuschen Voreingenommenheit für das Agonale und für die erbitterte Kon-

kurrenz als dem Prinzip aller sozialen Spiele widersprochen. Es wird vielmehr vorbereitet, Vermessungen der Sozialstruktur und des sozialen Raumes der Gesellschaft ergebnisoffen zu analysieren. Denn den Zugang zum sozialen Raum liefert keine vordefinierte Klassenoptik, sondern die Untersuchung von Milieubildungen, Vergemeinschaftungen und kollektiven Stilen auf der Basis geteilten praktischen Wissens. In diesem Sinne ergeben sich makrosoziologische Aussichten, soweit die Prämierung des konjunktiven Wissens als der Basis kollektiver Formen der persistenten Handlungs-Koordination den Weg öffnet für eine flexiblere Analyse des gesellschaftlichen sozialen Raums, der nicht allein, wenn denn überhaupt, von Klassenstrukturen gegliedert wird, sondern u.U. von ungleich variantenreicheren Konstellationen zwischen sozialen Milieus (Schulze 1996, Renn 2014). Wohin genau die gesellschaftstheoretische und –analytische Reise führt, das wird auch davon abhängen welche Art von Generalisierungen die dokumentarische Methode zulässt.

So oder so hat Ralf Bohnsack eine überaus lesenswerte Arbeit vorgelegt, die die Weiterentwicklung einer wissenssoziologischen Hermeneutik der praktischen und differenzierten sozialen Faktizität wesentlich voranbringt.

Literatur

- Heidegger, M. (1984) [1927]: Sein und Zeit. Tübingen.
- Loenhoff, J. (Hrsg.) (2012): Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven. Weilerswist.
- Renn, J. (2006): Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie. Weilerswist.
- Renn, J. (2014): Zur Form des Milieus. Performative Kulturen im Horizont von Gesellschaftstheorie und Sozialstrukturanalyse. In: Renn, J. (Hrsg.): Performative Kultur und multiple Differenzierung. Soziologische Übersetzungen I. Bielefeld, S. 267–301.
- Schütz, A. (2006) [1939]: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz.
- Schulze, G. (1996): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York.
- Weiß, J. (Hrsg.) (2001): Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft. Konstanz.
- DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.14>

Marc Torka

Should I stay or should I go? Neuere Studien zu Karriereentwürfen des wissenschaftlichen Nachwuchses

Lynn McAlpine, Cheryl Amundsen: Post-PhD Career Trajectories: Intentions, Decision-Making and Life Aspirations. London: Palgrave Macmillan 2016, 124 S., ISBN 978-1-137-57660-6, 48,14 €

Lynn McAlpine, Cheryl Amundsen: Identity-Trajectories of Early Career Researchers: Unpacking the Post-PhD Experience. London: Palgrave Macmillan 2018, 220 S., ISBN 978-1-349-95286-1, 91,88 €

Sigrid Metz-Göckel, Ramona Schürmann, Kirsten Heusgen, Petra Selent: Faszination Wissenschaft und passagere Beschäftigung: Eine Untersuchung zum Drop-Out aus der Universität. Berlin/Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich 2016, 313 S., ISBN 978-3847401292, 36,00 €

Bereits vor einem Jahrhundert hat Max Weber in seinem berühmten Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ (Weber 1995, S. 11) wissenschaftliche Karrieren als einen wilden Hasard beschrieben. Um eine Entscheidung für oder gegen den Wissenschaftsberuf zu treffen, warnte er den wissenschaftlichen Nachwuchs vor den unsicheren äußeren Karrierebedingungen in der Wissenschaft und den Unwägbarkeiten der wissenschaftlichen Tätigkeit. Der Wissenschaftsberuf ist durch materielle Entsagungen, Erfolgs- und Statusunsicherheiten bis ins hohe Alter sowie unkalkulierbare intellektuelle und persönliche Herausforderungen im Prozess der Erkenntnissuche gekennzeichnet. Ob eine Erkenntnis gelingt und von der wissenschaftlichen Gemeinschaft dauerhaft anerkannt wird, ist letztlich ungewiss. Das Berufsschicksal hängt für Weber deshalb von der Leidensbereitschaft, Leidenschaft und